

Predigt über 2. Korinther 5,1-10

Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres, 16. November 2008,

Evangelische Kirche Eichwalde

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext für diesen vorletzten Sonntag des Kirchenjahres steht im 2. Brief des Paulus an die Gemeinde in Korinth. Es heißt dort:

1 Wir wissen nämlich: wenn unsere irdische Zeltbehausung abgebrochen wird, haben wir einen Bau von Gott: ein nicht mit Händen gemachtes, ewiges Haus im Himmel.

2 Und darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, 3 weil wir dann bekleidet und nicht nackt angetroffen werden. 4 Denn solange wir im Zelt sind, seufzen wir und sind beschwert, weil wir nicht entkleidet, sondern überkleidet sein wollen, damit das Sterbliche verschlungen werde vom Leben. 5 Der uns aber dazu bereit gemacht hat, ist Gott, der uns das Angeld des Geistes gegeben hat.

6 So sind wir allezeit guten Mutes und wissen: solange wir im Leib wohnen, sind wir fern vom Herrn; 7 denn wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen. 8 Wir sind aber guten Mutes und ziehen es vor, auszuziehen aus dem Leib und einzuziehen beim Herrn. 9 Darum setzen wir auch unsre Ehre darein, ob wir zu Hause sind oder in der Fremde, ihm wohlgefällig zu sein. 10 Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, damit jeder seinen Lohn empfangen für das, was er getan hat im Leben, sei es Gutes oder Schlechtes.

Zu den eindrücklichsten Erfahrungen, die ich mit Zelten gemacht habe, liebe Gemeinde, gehört der erste Urlaub mit meiner damaligen Liebsten und jetzigen Frau – und immer noch Liebsten – in Böhmen im Jahr 1982. Wir hatten uns ein kleines Zelt geliehen, 3 Kilogramm schwer und aus dem Westen. Seine Standfestigkeit und Behaglichkeit entsprachen ziemlich genau seinem sehr geringen Gewicht und seiner Größe. Es war klein und leicht, damit waren seine Vorzüge aber auch schon genannt.

Gleich in der ersten Nacht stürmte es heftig, die Zeltwand drückte gegen die Schlaf- und Rucksäcke, und mitten in der Nacht, im Unwetter irgendwo an der Moldau, musste ich hinaus, um die Heringe zu befestigen, damit uns das Zelt nicht davonfliegt. Am nächsten Tag, es regnete immer noch, war nicht nur das Zelt nass, sondern auch unsere Schlafsäcke und der größte Teil unserer Sachen. Zelte abbauen in der Fremde und im Regen ist seither eine Erfahrung, die für mich die Unwirtlichkeit des Lebens atmet, etwas hat von Schutzlosigkeit und Sehnsucht nach Wärme und Geborgenheit.

Zelte sind vorläufige Unterkünfte, daran habe ich seit jener Nacht keinen Zweifel, und auch Campingplatzbewohner, die ihre Zelte und Wohnwagen wie feste Behausungen behandeln, Gardinen in die Fenster hängen und Gärtchen um sie herum anlegen, können mich nicht vom Gegenteil überzeugen. Zelte sind keine Häuser; wohl dem, für den ein Haus bereitsteht, wenn sein das Zelt abgebrochen wird. Er wird nicht nackt im Regen stehen, sondern sicher und geborgen sein.

Zelt und Haus – in unserem heutigen Predigttext sind das Bilder für unser Leben, das irdische, jetzt und hier, und das zukünftige, einst bei Gott. Am Ende unseres Lebens steht ein Haus, das die jetzige Zeltwohnung ersetzen wird. Allerdings – Paulus spricht nicht nur vom sicheren Haus. Der Text, den wir gehört haben, endet mit dem Hinweis auf Christus, der auf dem Richterstuhl sitzt und einen jeden danach beurteilt, was er getan hat. Also doch kein sicheres Haus, sondern ein Tribunal, bei dem erst darüber entschieden wird, wer ein Haus bekommt und wer nicht?

Nun ist das mit dem Erscheinen vor Gott, dem Richter, so eine Sache. Die Vorstellung, dass da einer ist, der alles sieht, alles weiß und vor dem wir uns einst werden verantworten müssen, ist alles andere als behaglich. Das fand auch Eugen Roth, als er dichtete:

Ein Mensch, der recht sich überlegt, dass Gott ihn anschaut unentwegt,
fühlt mit der Zeit in Herz und Magen ein ausgesprochenes Unbehagen
und bittet schließlich ihn voll Grauen, nur fünf Minuten wegzuschauen.
Er wolle unbewacht, allein inzwischen brav und artig sein.
Doch Gott, davon nicht überzeugt, ihn ewig unbeirrt beäugt.

Das ist noch die harmlose Variante eines Unbehagens angesichts des allwissenden, richtenden Gottes. Wesentlich drastischer wird das Jüngste Gericht in Darstellungen aus dem Spätmittelalter oder der frühen Neuzeit ausgemalt, in derjenigen von Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle etwa oder in dem Relief über dem Portal des Bamberger Domes. Die mittelalterlichen Darstellungen des Jüngsten Gerichts sind sehr zahlreich, meistens dienten zur Ausgestaltung von Kirchen, als Altarbilder oder eben in Reliefform an den Kirchenportalen. Die Botschaft von Christus als dem, der über unser Leben richten, uns nach unseren Taten vergelten wird, stand den Kirchenbesuchern also buchstäblich vor Augen, wenn sie die Kirche betraten. Oft diente dabei der Text vom großen Weltgericht aus dem Matthäusevangelium als Grundlage, den wir vorhin gehört haben. Christus steht als Richter majestätisch in der Mitte, auf der linken Bildseite werden die Seligen von Engeln in den Himmel geleitet, auf der rechten flehen die Verurteilten inständig um Gnade, werden aber bereits vom Teufel in den Abgrund und die ewige Verdammnis hinabgezogen.

Im Mittelalter war man nicht zimperlich damit, solche Darstellungen zu verwenden, um deutlich zu machen wen man zu den Geretteten und wen zu den Verdammten rechnete. Da finden sich unter den verurteilten Sündern Juden und Muslime, wahlweise auch Adlige und Geistliche, in protestantischen Darstellungen gerne auch Kardinäle und natürlich der Papst. Von all dem ist im Neuen Testament freilich nicht die Rede. In der Schilderung des großen Gerichts im Matthäusevangelium geht es um die Mahnung zu tätiger Liebe, darum, die Werke der Barmherzigkeit als unbedingte Forderungen Jesu einzuschärfen. Nur wer die Lehre Jesu ernst nimmt, sich wirklich auf sie einlässt, kann darauf hoffen, dereinst zu den Geretteten zu gehören, so lautet die Botschaft dieses Textes. Ein Aufforderung zu tätiger Liebe also, kein Text, der mit Fegefeuer und Höllenqualen droht.

Gleichwohl können wir es uns nicht ersparen, auf die Töne im Neuen Testament zu hören, die vom Gericht sprechen, das alle Menschen erwartet, auch die Christen, auch uns. Wir alle, sagt Paulus, werden vor dem Richterstuhl Christi erscheinen müssen, dann wird darüber geurteilt, ob wir Gutes oder Schlechtes getan haben in unserem Leben. Ausgerechnet Paulus, dem doch so wichtig ist, dass Gott uns seine Liebe bedingungslos zuwendet und wir sie uns erst nicht durch irgendwelche Werke verdienen müssen, ausgerechnet er spricht von Christus als dem Richter, vor dem

wir erscheinen müssen, um unser Urteil zu empfangen. „Abgerechnet wird zum Schluss“ – so lautet nicht nur der deutsche Titel des bekannten Western von Sam Peckinpah, sondern das scheint auch eine dem Neuen Testament und dem christlichen Glauben eigene Sicht auf das Leben zu sein.

Schauen wir etwas genauer hin, stellen wir freilich fest, dass Paulus mehr zu sagen hat über unser Leben und das Gericht, das an seinem Ende steht. Er redet nicht von Furcht und Entsetzen, die uns der Richterstuhl Christi einflößen sollen, er malt kein Bild von bedauernswerten Seelen, die in der Verdammnis schmoren, und es ist auch keine Rede davon, dass wir selbst berufen wären, die Menschen in Gute und Böse einzuteilen. Das Gericht ist die Sache Gottes und Jesu Christi – und Paulus sehnt sich sogar danach, endlich beim Herrn zu sein und das Haus zu bekommen, in dem er sicher wohnen kann. Das Leben in der unsicheren Behausung unseres Körpers ist dagegen eine oft ungemütliche Angelegenheit. Wie ein Zelt, für eine Weile errichtet, den Stürmen ausgesetzt, nicht auf Dauer gebaut. Man seufzt in diesem Zelt und ist beschwert angesichts der Unbilden des irdischen Daseins. Paulus wusste, wovon er sprach. Sein Leben war geprägt von körperlichen Leiden, Verfolgungen und Entbehrungen, oft fühlte er sich dem Tode nah. Dass er den eigenen Leib als ungemütliche Behausung beschreibt, lässt sich da gut nachempfinden.

Jeder von uns kennt Situationen, in denen man sich buchstäblich nicht wohl in der eigenen Haut fühlt, sie als Behausung empfindet, die man am liebsten verlassen möchte. Je älter wir werden, desto stärker spüren wir, dass unsere irdische Behausung keine Dauereinrichtung ist. Schwebte uns in jungen Jahren vielleicht vor, aus der Zeltbehausung unseres Körpers eine große, befestigte Villa zu machen, so wird mit zunehmendem Lebensalter immer deutlicher, dass das Zelt durch die Stürme des Lebens brüchig wird, die Spannkraft nachlässt, die es zusammenhält, mancher Reiß die Zelthaut verletzt, manches Teil verlorengelht und das Zelt irgendwann abgebaut werden wird. Man kann diesen Prozess vielleicht eine zeitlang aufhalten, mit 50 noch so aussehen wollen als sei man 30, sein Geld zu Chirurgen tragen und für Anti-Aging-Cremes ausgeben – an der Tatsache, dass unser irdisches Leben vergänglich ist, ändert das nichts. Zur Klugheit des menschlichen Lebens gehört darum die Einsicht, dass die Zahl unserer Tage begrenzt ist und wir an den Punkt kommen werden, an dem es zurückzuschauen gilt auf das, was gewesen ist,

und voller Trost und Zuversicht auf das zu blicken, was uns erwartet, jenseits des stürmischen Zeltplatzes dieser Erde.

Das Kirchenjahr, das in diesen Wochen zu Ende geht, ist die Zeit zum Innehalten und Nachzudenken darüber, dass unser Leben gerade in dieser seiner Begrenztheit von Gott gewollt und bejaht ist. Dabei denken wir nicht zuletzt an die Menschen, die uns vorausgegangen sind. Der Volkstrauertag, den wir heute begehen, ist diesem Gedenken gewidmet, speziell dem an die Toten aus den beiden Weltkriegen des vorigen Jahrhunderts. Gedenken ist wichtig, an Kriegstote zumal, nicht zuletzt darum, weil sie uns ins Gedächtnis rufen, wie viel Leid Kriege über Familien und Länder bringen. In einer Zeit, in der auch deutsche Soldaten wieder an Kriegseinsätzen beteiligt sind, steht uns die Notwendigkeit solchen Gedenkens sehr deutlich vor Augen.

Und doch: Volkstrauertag ist kein kirchlicher, sondern ein staatlicher Feiertag, und das aus gutem Grund. Christlicher Glaube kann nicht über Tote trauern, ohne von der Gewissheit der Auferstehung zu sprechen. Uns erwartet kein Nacktsein, wenn das irdische Zelt unseres Körpers nicht mehr ist, so sagt es Paulus, und das meint: Wir werden nicht ins Nichts fallen, wenn wir von der Erde gehen. Ein neues, beständiges Haus, nicht von Menschenhand gebaut, sondern von Gott selbst geschaffen, wird uns dann erwarten.

Die Verletzlichkeit des Lebens wird dadurch nicht weggeredet oder beschönigt, im Gegenteil. Paulus nimmt sie sehr ernst, stellt sie aber in den Horizont des Lebens vor Gott, das nicht alles vom Hier und Jetzt erwarten muss. Eine Perspektive, die unser Dasein nicht beschränkt auf die gebrochenen, zwiespältigen Erfahrungen in der Zeltbehausung – das Nebeneinander von Hoffnungen und Enttäuschungen, von Freude und Dankbarkeit für all das Schöne, das wir erleben dürfen, aber auch von Trauer über den Verlust von geliebten Menschen und vertrauter Gemeinschaft, von Liebe, die uns zuteil wird, aber auch von Verletzungen an Leib und Seele, die wir erfahren müssen. Unser Glaube stellt diese Zwiespältigkeit in den Horizont des Gottes, der unser Heil will und als richtender Gott gerade darum alle Schlechtigkeit, alles Übel dieser Welt, auch dasjenige, das wir selbst verursachen, tilgen wird.

Ist das eine tragfähige Grundlage für unser Leben oder trägt uns unsere Hoffnung? Der große jüdische Religionsphilosoph Martin Buber erzählt folgende chassidische

Geschichte: Einer Aufklärer, ein sehr gelehrter Mann, suchte Rabbi Jizchak auf, um ihm die Rückständigkeit der Beweisgründe für die Wahrheit seines Glaubens zuschanden zu machen. Rabbi Jizchak aber wandte sich ihm zu und sprach ihn gelassen an: „Mein Sohn, die Großen der Thora, mit denen du gestritten hast, haben ihre Worte an dich verschwendet, du hast, als du gingst, darüber gelacht. Sie haben dir Gott und sein Reich nicht auf den Tisch legen können, und auch ich kann es nicht. Aber, mein Sohn, bedenke: Vielleicht ist es wahr.“

Vielleicht ist es wahr – christlicher Glaube lebt aus der großen Geschichte, die Hoffnung und Trost bereithält für alle, die ihr Leben im Licht dieser Geschichte verstehen. Es ist die Geschichte, die mit der Erwählung Abrahams und des Volkes Israel beginnt und die auf Jesus Christus zuführt, in dem Gott allen Menschen seine Liebe rückhaltlos zugewandt hat.

Die Rede vom Gericht Gottes, vom Richterstuhl Christi, vor dem wir einst erscheinen müssen, erhält so ein anderes Gesicht. Es ist keine Drohrede an die, die sich nicht fügen wollen, auch keine Strafpredigt an die, die nicht das Rechte getan haben. Die Rede vom Gericht besagt vielmehr: Gott will, dass wir ihm unser ganzes Leben widmen, mit ungeteilter Hingabe, rückhaltlosem Einsatz. Niemand liebt mit halbem Herzen, keiner der gewinnen will, spielt mit halber Kraft Fußball. So ist es auch mit dem christlichen Glauben. Wenn es ums Ganze geht, darum, worauf es letztlich ankommt, was trägt im Leben und im Sterben, dann gehört ein Ende dazu, an dem Bilanz gezogen wird und das das Leben vollendet und zu einem ganzen werden lässt. Darum spricht Paulus vom Richterstuhl, vor dem wir einst erscheinen müssen, darum ist im Matthäusevangelium von den Taten der Barmherzigkeit die Rede, die am Ende abgerechnet werden. Das Bild von Christus als dem Richter soll Ansporn sein für ungeteilte Hingabe an ein Leben im Glauben. Es macht deutlich, dass sich unser Leben nicht irgendwo im Nichts verliert, sondern ein Ende hat, von dem her es seinen Sinn bekommt.

Christus als Richter und als Retter gehören darum ganz eng zueinander. Er wird uns eine Behausung verschaffen, in der wir sicher wohnen können, geschützt vor den Stürmen, denen wir jetzt noch ausgesetzt sind. Er wird unser Leben zu einem guten Ende führen und uns dort erwarten, wo wir unser irdisches Zelt getrost den Stürmen dieser Welt überlassen können. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.